

bestand darin, zu zeigen, daß „philosophische Bemühungen in der Lage sind, andere Wissenschaften anzuregen“ – ich als Philosophin bin meinerseits dankbar für die Anregungen, die ich von diesen Wissenschaften erhalten habe.

U. HOFFMANN

PUTNAM, HILARY, *Words and Life*. Cambridge/MA: Harvard University Press 1994. LXXXVI/531 S.

Der Titel dieses Werkes ist Programm. Quines bekanntes Werk „Word and Object“ gilt als *der* Klassiker der nach-positivistischen analytischen Philosophie. „Words and Life“ stellt der physikalistischen Ontologie Quines eine Position entgegen, die innerhalb der Perspektive menschlicher Praxis und humaner Vernunft argumentiert. Die Gegenstände menschlicher Alltagsontologie sollen nicht einer szientistischen Revision zum Opfer fallen. Putnams (P.) philosophischer Einfluß beruht – mehr noch als auf seinen Büchern – auf den markanten Essays, die in den Bänden seiner *Philosophical Papers* und in *Realism with a Human Face* gesammelt wurden. Der vorliegende Band steht in dieser Tradition. Wie gewohnt finden sich auch in dieser Textsammlung Essays zu sehr verschiedenen Themen. Im weitesten Sinne handeln sie von erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fragestellungen und auch von der Philosophie des Geistes. Daneben finden sich auch philosophiehistorische Texte über den Logischen Positivismus, den Pragmatismus, Wittgenstein und Aristoteles. Was alle 29 Essays thematisch umgreift, ist eine Kritik an den verbreiteten szientistischen Vorurteilen, die dazu führen, den Respekt vor der Naturwissenschaft mit einer physikalischen Metaphysik gleichzusetzen.

P.s Philosophie ist ständig in Bewegung. Wie kaum ein anderer Gegenwartsphilosoph hat er seine Position kontinuierlichen kritischen Revisionen unterzogen, die ihn mehrmals zur Aufgabe eines früher vertretenen Standpunktes zwangen. Im vorliegenden Band radikalisiert er nochmals seine Selbstkritik. Er selbst tendierte früher dazu, den kritisierten Positionen eine neue Theorie entgegenzusetzen. Die alternative Theorie erwies sich aber nicht selten gerade in ihrer Absetzung als implizit abhängig von ihrer Vorgängerin, beide Theorien teilten entscheidende Prämissen. Der späte P. kritisiert nun mehr und mehr das Aufstellen philosophischer Theorien überhaupt. In Anlehnung an Wittgenstein und die Pragmatisten redet er nun von Bildern (pictures), die der Philosoph zu skizzieren und zu kritisieren habe. Der vorliegende Band ist mehr als frühere Veröffentlichungen P.s ein metaphilosophisches Werk, das die Eigenarten und Grenzen philosophischer Reflektion bedenkt. Es exemplifiziert die Einstellung eines Denkers, der, auf eine große Karriere zurückblickend, Bilanz zieht. Einige der Essays beginnen mit einer autobiographischen Bemerkung, die P.s eigene Entwicklung gleichsam „von außen“ beleuchtet. Das Buch gliedert sich in 7 Teile: The Return of Aristotle, The Legacy of Logical Positivism, The Inheritance of Pragmatism, Essays after Wittgenstein, Truth and Reference, Mind and Language, The Diversity of the Sciences. Ich will im folgenden gleich den ersten Teil exemplarisch herausgreifen: Die Wiederkehr des Aristoteles. Die drei Essays dieses Teiles handeln insbesondere von der aristotelischen Philosophie des Geistes und der Erkenntnis.

Philosophiegeschichte ist nicht nur das Hervorbringen neuer Ansätze und Ideen, sondern ebenso das Vergessen älterer Theorien und Vorstellungen. Die moderne Philosophie des Geistes vernachlässigt nach P.s Auffassung die Problemstellungen und Lösungen der Tradition. Für die gegenwärtige Debatte ist im Gefolge des Empirismus seit Hume ein Sinnesdatum der Inbegriff eines mentalen Phänomens. Philosophen der Antike und des Mittelalters haben hingegen den Nous oder den Intellekt als das charakteristisch Geistige betrachtet. Was Aristoteles unter „Psyche“ verstand, hat nichts zu tun mit dem modernen Bild eines inneren Theaters, in dem bewußte Erlebnisgehalte auftreten. Die Psyche ist das formende Prinzip des Organismus, das beispielsweise auch für körperliche Vorgänge wie den Stoffwechsel zuständig ist. Der Begriff „Nous“ ist also viel enger, der Begriff „Psyche“ viel weiter als der moderne Begriff des Geistes (mind). Das heutige psycho-physische Problem stellte sich dementsprechend in der Antike nicht, jedenfalls nicht auf die gleiche Weise.

In den drei Essays dieses ersten Teils (How Old is the Mind?, Changing Aristotle's

Mind, Aristotle after Wittgenstein) argumentiert P. aus verschiedener Rücksicht, daß die Position des Aristoteles in die gegenwärtige Debatte eingebracht werden müsse. Einerseits kann das nicht überraschen: In der gegenwärtigen Diskussion ist die Position des Funktionalismus diejenige, die Aristoteles am nächsten steht. P. ist einer der Gründerväter des Funktionalismus. Auf der anderen Seite kann man aber durchaus überrascht sein: P. hat sich nämlich in den letzten 10 Jahren von einem Befürworter zu einem Gegner des Funktionalismus gewandelt. Wenn Aristoteles die Psyche in gewisser Weise als „funktionale Organisation“ des Organismus auffaßt, so muß sich diese Position also vom Funktionalismus des frühen P. unterscheiden. Der entscheidende Unterschied liegt darin, daß P.s Funktionalismus ein szientistischer Reduktionismus war. Eine ideale wissenschaftliche Psychologie sollte ein präzises Computermodell des Geistes entwerfen. Die Sprache der Alltagspsychologie sollte auf diese funktionalistische Sprache reduzierbar sein. Diesen Teil des funktionalistischen Programms hält P. heute für undurchführbar. Die metaphysische Grundeinsicht des Funktionalismus hält er aber für richtig: die funktionale Ebene ist aufgrund ihrer multiplen Realisierbarkeit unabhängig von einer bestimmten materiellen Grundlage und daher nicht auf diese reduzierbar. Diese Einsicht finde sich schon bei Aristoteles. Ein Fortschritt in der Analyse des Leib-Seele-Problems lasse sich nur durch eine Rückkehr zu dieser aristotelischen Einsicht erreichen. Eine ähnliche These vertritt P. bzgl. des Problems der Bezugnahme (Referenz) des Geistes (der Sprache) auf die Welt. Die modernen kausalen Referenztheorien lösen das Problem der Unbestimmtheit der Referenz nicht, da sie die extramentalen Entitäten als unstrukturierte Ereignisse konzipieren (ohne eine „selbst-identifizierende“ Struktur, ohne eine Essenz). Es ist völlig unklar, wie die Bestandteile solcher Ereignisse durch die Kausalrelation mit den Bestandteilen von Sätzen eindeutig verbunden werden könnten. Eine Rückkehr zur aristotelischen Einsicht, daß im Bezeichnungsakt die Form des Bezeichneten erkannt und sprachlich repräsentiert werde, könnte dieses Problem vermeiden. Eine Abbildtheorie der sprachlichen Repräsentation in der aristotelischen Tradition kann das Referenzproblem lösen, da Zeichen und Bezeichnetes durch die Form verbunden sind.

P. behauptet aber nicht, daß er eine solche neo-aristotelische Theorie vorlegen könnte. Im Gegenteil, er hält eine Rückkehr zu einer hylemorphistischen Metaphysik im klassischen Sinne für undurchführbar. Er bleibt seiner Kritik am metaphysischen Realismus treu: Das, was man in aristotelischer Tradition als Form oder Struktur einer Entität ansieht, ist nur relativ auf Interessen und die Weise, wie wir mit dieser Entität interagieren, bestimmbar. Der Aristoteles der klassischen Metaphysik ist für Putnam nicht mehr aktuell. Auf der anderen Seite wendet er sich entschieden gegen Auffassungen, die aristotelischen Einsichten seien im Kontext des heutigen naturwissenschaftlichen Weltbildes nicht mehr brauchbar. Es seien vielmehr bestimmte philosophische Vorentscheidungen, welche die aristotelische Sicht als obsolet erscheinen ließen. Die gegenwärtige Philosophie trennt zunächst den Geist von der Materie (kausale Geschlossenheit des Physischen Bereichs), um dann vor dem Problem zu stehen, diese Dualität wieder überwinden zu müssen. Die angezielte Lösung ist dann die Reduktion des Geistes auf das Physische (reduktiver Physikalismus). Wenn dies nicht gelingt, geht man konsequenterweise den nächsten Schritt zur Elimination des Geistigen (eliminativer Physikalismus). Wenn man aber diese Vorentscheidungen nicht akzeptiert, indem man Geist und Materie als eine grundlegende Einheit auffaßt, dann vermeidet man auch die Konsequenz, zwischen Reduktion und Elimination wählen zu müssen. Genau dies ist nach P. die Lektion, welche die aktuelle Debatte von Aristoteles lernen könnte. P. weist allerdings wiederholt darauf hin, daß man bei Aristoteles keine ausgearbeitete Theorie vorfinden kann, die heutigen Standards genügt. Vielmehr liefere Aristoteles eine Reihe von sehr schwer zu interpretierenden Intuitionen. Der Hylemorphismus ist ein Beispiel für eine solche Intuition, die aus alltäglichen Beobachtungen gewonnen wurde, um die Gegenstände der Alltagswelt zu verstehen. P. argumentiert, daß Aristoteles (wie der späte Wittgenstein) keine Realität hinter den alltäglichen Erscheinungen gesucht habe. Die Philosophie soll uns nicht unsere Alltagswelt rauben, um sie dann durch eine Metaphysik des „eigentlich Wirklichen“ zu ersetzen.

Bereits diese wenigen Grundlinien zeigen, daß der späte P. ein kaum noch zu fixieren-

des Gegenüber in der Debatte geworden ist. Seine Ablehnung von Theorien verdeutlicht sich in den eigenen Texten. P. vertritt keine klare eigene Position mehr, sondern hinterfragt aus wechselnden Perspektiven die Voraussetzungen der gängigen „Orthodoxien“. Dieses Vorhaben steckt aber voller interner Spannungen. Man kann die herrschenden Theorien nur kompetent angreifen, wenn man zumindest die Grundzüge einer alternativen Theorie vorlegt. P. legt einerseits solche Alternativen nahe, weigert sich aber andererseits sie auszuarbeiten, schwächt ihren Status als metaphysische Theorie weitgehend ab und fordert sogar auf, beim Alltagsweltbild zu bleiben und die Philosophie im wittgensteinschen Sinne zu Ruhe zu bringen. Er scheut nicht davor zurück, selbst Aristoteles an ein solches wittgensteinsches Denken zu assimilieren. Obwohl ausnahmslos alle Aufsätze in diesem Band wahre Fundgruben an wichtigen Einsichten und brillanten Analysen sind, kann meines Erachtens P.s Strategie der „Theorieverweigerung“ nicht überzeugen. Das sei am Beispiel der aristotelischen Lösung des Leib-Seele-Problems verdeutlicht:

Der Hinweis, daß der Bereich des Mentalen und der Intentionalität ganz und gar in der Materie realisiert sei, nicht aber auf diese reduzierbar sei, ist weit davon entfernt das Leib-Seele-Problem zu lösen. Es handelt sich vielmehr um eine ganz grobe Beschreibung dessen, was man heute „nicht-reduktiven Physikalismus“ nennt. Diese Auffassung ist mit notorischen Schwierigkeiten belastet: Bei genauer Analyse entpuppen sich diese Ansätze meist entweder als verdeckter interaktionistischer Dualismus (Emergenztheorie mit Abwärtsverursachung), als reduktionistischer Physikalismus (starke Supervenienz) oder aber als Epiphänomenalismus (Davidsonsche Token-Identität). P. will zeigen, daß Aristoteles eine Form des non-reduktiven Physikalismus vorgelegt hat, die diese Schwierigkeiten umgeht. Sie soll zugleich die kausale Kraft und die Irreduzibilität des Mentalen garantieren, ohne mit dem heutigen naturwissenschaftlichen Weltbild in Konflikt zu geraten. Es findet sich aber in den Texten wenig, um diese Behauptung argumentativ abzusichern. Nehmen wir an, die mentale Ebene (funktionale Ebene, Ebene der Information, etc.) habe wirklich kausale Kräfte. Außerdem nehmen wir an, die mentalen Eigenschaften seien nicht mit den physischen Eigenschaften identisch (Nicht-Reduzierbarkeit). Wie können dann die mentalen Eigenschaften ihre kausalen Kräfte ausüben, ohne daß man eine dualistische Interaktion annimmt? Die kausale Geschlossenheit des physischen Bereiches wäre nicht mehr gewährleistet. Um eine aristotelische Theorie im heutigen Kontext plausibel zu machen, müßte aufgezeigt werden, daß der Begriff des „Rein-Physischen“ problematisch ist. Man müßte zeigen, daß es auf allen Ebenen der physischen Realität geistartige (mind-like) kausale Kräfte gibt. Man müßte zeigen, daß es tatsächlich eine Art „Formursächlichkeit“ in der Welt gibt. Das widerspricht direkt dem Standardweltbild der Naturwissenschaft. Der Hinweis auf eine (angebliche) Einheit in unserer Alltagswelt reicht nicht aus, um diesen Widerspruch zu beiseiten. Benötigt werden sehr aufwendige und erklärungsstarke neuartige Theorien, die uns verständlich machen, wie die Materie durch und durch von kausal aktiven Informationsstrukturen durchdrungen sein kann. Verschiedene Philosophen haben die ontologische Interpretation der Quantenmechanik von David Bohm als eine interessante Grundlage für eine solche Theorie angesehen. Aber selbst wenn man eine Theorie kausal aktiver Informationen vorliegen hätte, wäre für das Problem qualitativer Erlebnisgehalte (Bewußtsein) noch nicht viel gewonnen. Eine Theorie, die auch diese Fragestellung bewältigen könnte, zeichnet sich noch nicht ab. Wir wissen nicht einmal, wie eine mögliche Antwort auf diese Frage aussehen könnte. Eines ist aber jetzt schon klar: Beantwortet werden können diese Fragen nur durch mehr und bessere philosophische und empirische Theorien als diejenigen, die uns die Gegenwart und die Geschichte der Philosophie zur Verfügung stellen.

G. BRÜNTRUP S. J.

ISAAC, RAINER, *Evolution ohne Ziel?* Ein interdisziplinärer Forschungsbeitrag (Freiburger theologische Studien 151). Freiburg: Herder 1992. 464 S.

Nach der biologischen Evolutionstheorie ist das Zweckhafte in den Lebewesen zu erklären nicht durch göttliche Planung, sondern durch das Zusammenspiel von Mutation und Selektion. Das sei nach dem Verf. der entscheidende Durchbruch gewesen, den